

Mein und Dein.

Novelle von **Paul Blumenreich.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Kläre war wirklich allein zu Hause, das heißt, ihr Mann war nicht anwesend. Wohl aber war ein Dienstmädchen da, welches Madame von dem Besuche benachrichtigen wollte. Möhring sah also, daß Kläre eine Dame geworden war, und daran war gewiß der Haupttreffer schuld. Und wie eine wirkliche Dame empfing sie ihn in der guten Stube. Es hatten sich da kleine, aber sichtliche Veränderungen zugetragen. Ein Pianino stand da und eine Tischglocke, natürlich, um das Mädchen herbeizurufen. Kläre wollte also wirklich die Dame spielen. Sie war sehr hübsch angezogen. Das war sie auch sonst gewesen, aber Möhring bemerkte einen billigen Parfüm, den ihre Toilette ausströmte.

Natürlich war sie sehr erstaunt über den Besuch. „Ich dachte, Sie seien böse, Herr Möhring!" sagte sie schüchtern.

„Ihrem Manne allerdings," versetzte dieser, „aber nicht Ihnen. Ich wußte Sie um diese Stunde allein und wollte gern ein Wort mit Ihnen sprechen. Ich möchte nämlich gern wissen, was Sie mit Ihrem Lotteriegewinn gemacht haben?"

„Ach, das will ich Ihnen sehr gern erzählen," sagte Kläre eifrig. Offenbar wußte sie nichts davon, daß Möhring sich zu dem ursprünglichen Besitz des Looses bekannt hatte.

„Nachdem wir uns lange genug herumgequält hatten, ohne das Geld anzugreifen," berichtete sie, „meinte Fritz eines Tages: ‚Ach was, es hilft sich Jeder, wie er kann. Andere sind gar nicht so skrupulös. Wir sind Narren! Das Loos ist uns nun einmal zugefallen, der Gewinn auch — und damit basta!' Und am selben Tage nahm er ein paar Mark und wir gingen nach den ‚Reichshallen'. Am folgenden Tage kam Jemand, um die fällige Rate für Fritzens Winterrock einzukassiren; da nahm ich die zehn Mark davon und die Sache war geschehen. Seither sind wir mit dem Gelde verfahren, als sei es das unsere. Allerdings, Fritz arbeitet wie vorher. Das versteht sich ja von selber, und wir haben die Summe auch auf die Sparkasse getragen, aber wir holen uns von dort, wenn wir irgend etwas brauchen.



Parthie aus der Gosauschlucht mit Blick auf die Donnerkogeln. (S. 371)

und wir brauchen oft Geld; denn wir leben besser, wie früher. ‚Man ist nur einmal jung,‘ sagt mein Mann, ‚und man lebt nur einmal; und wir haben bisher nichts vom Leben gehabt.‘ Ich habe mir also ein Mädchen genommen, mache zwar noch Putzwaare, aber nur, wenn es sich lohnt, wenn es gut bezahlt wird. Abends gehen wir oft aus, alle Beide essen wir für's Leben gern außer dem Hause Abendbrod. Wir waren auch in der ‚Concordia‘, und in ähnlichen Lokalen. Dabei geht viel Geld auf. Aber es ist nun doch schon Alles gleich, sagt Fritz. Und wenn wir uns schon entschlossen haben, das Geld anzugreifen, so wollen wir doch auch 'was davon haben."

„Nun, das ist ja ein sehr angenehmes Leben für Sie," sagte Möhring, der nachdenklich zugehört hatte. „Ich wünsche Ihnen Glück dazu. Sie haben auch ganz Recht; ich habe das Ihrem Manne schon gesagt."

Ganz plötzlich brach Kläre in Thränen aus. „Ja — es wäre so ganz schön, wenn's nur unser Loos wäre, welches gezogen wurde. Aber so ist es immerhin eine ängstliche Sache. Wir haben eigentlich keine ruhige Stunde."

„Ach — Unsinn!" brauste Möhring auf. „So bedenklich brauchen Sie gar nicht zu sein."

„Aber wenn's doch einmal entdeckt würde?" versetzte Kläre ängstlich.

„Aber es wird ja nicht entdeckt, kleines Frauchen! Niemand weiß davon, als ich, denn ich war dabei, als Fritz das Loos fand; ich verrathe Niemand etwas; ich habe auch meine guten Gründe dafür, die ich Ihrem Manne schon mitgetheilt habe."

Kläre sah ihn verwundert an. Gewiß, sie wußte nichts. Fritz aber — für den war die Auseinandersetzung mit dem ehemaligen Kollegen wirklich zu einem Wendepunkte geworden. Elbe hatte sich entschlossen, das fremde Geld anzugreifen, nur aus dem einen Grunde, weil er Möhring nicht mehr für ganz redlich hielt. Das war der „Fluch der bösen That!"

„Der arme, arme Mensch, der es verloren hat," wehklagte Kläre weiter.

„Ach was! Wer weiß, ob er eine Ahnung von seinem Verluste hat," beschwichtigte sie Möhring. „Und dann, warum war er so leichtsinnig."

„Ja, das sage ich auch immer dem Fritz," bestätigte Kläre. „Wie kann man ein Loos nur so herumwerfen, ein Loos! Mein Mann aber behauptet, das könne Jedem passiren. Ganze Nächte lang sprechen wir nur von der einen Sache. Wir können nicht schlafen; wir sehen immer nur Jenen vor uns, der es verloren hat."

Ein kalter Schauer durchlief Möhring. Glaubte doch auch er immer, sein Opfer vor sich zu sehen; es war ganz dasselbe. Elbes waren auch ehrlich gewesen, bis zu dem einen verhängnißvollen Augenblicke, da sie der Versuchung erlagen. Und nun büßten sie bei äußerem Wohlergehen genau so wie er, Möhring.

„Und dann," klagte Kläre weiter, „dann zanken wir uns jetzt so viel; das war früher nicht der Fall; wir haben früher sehr friedlich miteinander gelebt! Jetzt aber schiebt immer Eines die Schuld auf's Andere. Fritz behauptet, ich sei schuld mit meinen Wünschen, meinen Ansprüchen, meiner ewigen Unzufriedenheit. Wozu brauchte ich ein Mädchen, wozu brauchte ich ein Klavier? Deswegen brauchte man das Sündengeld nicht zu nehmen. Und ich sage aber, daß ja Fritz den Anfang machte. Ich allein hätte nie den Muth gehabt. — Auch hätte ich schon immer von den zehn Mark gesprochen, die wir noch auf den Winterrock schuldig waren; ich sei also die geistige Ursache, wie er sich immer ausdrückt. Das aber will ich nicht auf mir sitzen lassen; und so streiten wir uns eben herum. Und wir könnten doch so glücklich leben, uns des Daseins freuen, wenn's, wie gesagt, nur unser Loos wäre!"

„Beruhigen Sie sich nur," sagte Möhring; „jeder Vernünftige wird Ihnen zustimmen, und entdeckt wird die Sache niemals."

Kläre trocknete nun allerdings ihre Thränen, aber recht beruhigt war sie nicht; denn Möhring's rauher Ton und seltsam düsteres Wesen waren auch gar nicht dazu angethan, zu überzeugen und zu beruhigen. —

Wieder stand er auf der Straße. Es schüttelte ihn wie Fieberfrost. Er hatte in den Spiegel gesehen und darin sein eigenes verzerrtes Antlitz erblickt.

Wenn er sich nur aussprechen könnte, wie es eben Kläre gethan; das würde ihm wohlthun. Mußte er sich Ottilien nicht anvertrauen? Die Hochzeit kam näher und näher. Wollte er mit ihr vor den Altar treten, bevor er ihr den Abgrund in seiner Seele entdeckt hatte? Das hieße dem ersten Vergehen ein zweites hinzufügen. Aber wie den Muth finden, sich auszusprechen, ihr, der Reinen, Alles zu entdecken? Würde er es über sich gewinnen, sich so tief zu demüthigen?

8.

Hochzeit! Eine junge Braut im Hause! Welches Familienfest wäre damit zu vergleichen? Das ganze, wohlgeordnete Haus steht auf dem Kopfe, und Niemand wundert sich darüber. Man ist glücklich, gerührt, wehmüthig gestimmt. Und dabei hat man alle Hände voll zu thun; man weiß nicht, was beginnen. Niemand hat einen anderen Gedanken, als die Hochzeit. Die junge Braut ist der Mittelpunkt, gleichsam die Sonne, um die sich Alles dreht. Zu vielerlei ist zu bedenken! Das Fest, die allerletzte Vollendung der Aussteuer, die bevorstehende Trennung, die Zukunft des geliebten Kindes! Die Braut ist halb freudig, halb beklommen gestimmt. Die Mutter wirthschaftet in nervöser Aufregung herum und gibt gute Lehren. Der Vater bekümmert sich um allerlei Dinge, um die er sich sonst nie bekümmerte. Die Freundinnen der Braut machen neugierige, theilnehmende Besuche. Sie stören, sie sind lästig, und trotzdem freut man sich, denn man zeigt doch gern die letzten, eben vollendeten Battisttücher, die eben eingetroffenen Brautgeschenke, das silberne Geschirr, die Reisetoilette der Braut, oder was der Tag so mit sich bringt.

Auch bei Bohnemanns ging es so zu. In diesem sonst so streng geordneten Haushalte wirbelte seit Wochen Alles durcheinander, und man fand das ganz in der Ordnung. Frau Bohnemann schlief keine Nacht mehr. Sie magerte ab, was ihr wohl Zeit ihres Lebens nicht passirt war. Aber es galt auch Ottiliens Hochzeit! Die letzte Parthie der Aussteuer war gewaschen und geplättet. Breyers hatten, auf Möhring's Empfehlung hin, Alles zur Zufriedenheit vollendet. Nun wurde die Wäsche mit hellblauen Seidenbändern umschnürt und in große Körbe gepackt.

Das Festmahl sollte im Hause stattfinden. Frau Bohnemann hatte sich mit dem Gedanken, der herrschenden Mode gemäß in ein Restaurant zu gehen, nicht befreunden können, obgleich ja die ganze Arbeit und Sorge, die Gäste zu befriedigen, auf ihren Schultern lag. Der Speisezettel wurde so und so oft durchberathen, umgestoßen und geändert. Tausend Dinge wurden bestellt, die eingemachten Früchte noch einmal aufgesotten, alles Tafelgeschirr hervorgeholt, geputzt, gewaschen. Der Vater besorgte die Wagen, welche den Brautzug zur Kirche bringen sollten, den Wein und die Blumen. Die Schneiderin kam gar nicht mehr aus dem Hause. Immer und immer gab es noch etwas zu thun. Eine große Frage war noch immer nicht gelöst: Sollten die Brautjungfern hellblau oder rosa gekleidet sein? Man konnte darüber zu keinem Entschlusse gelangen.

Die Braut blieb bei dem Allen sehr ernst gestimmt. Sie hätte eigentlich heiterer sein, glücklicher aussehen sollen! Im Grunde ziemt das einer Braut, und Niemand zweifelte daran, daß Ottilie sehr glücklich sei. Hatte sie doch ganz frei gewählt und machte sie doch eine zweifellos glänzende Parthie! Bohnemanns erzählten aller Welt mit Stolz, daß es ihr ehemaliger Maschinenmeister war, der zu einer so hohen Stellung emporgekommen sei. Welch' kleine Zwischenfälle sich dabei ereignet hatten, davon schwiegen sie. Am Ende hatten sie das selbst vergessen. Jedenfalls aber sollte es eine glanzvolle Hochzeit werden!

Eben waren die Brautjungfern dagewesen: Ida v. Nauen und eine gemeinschaftliche Schulfreundin von dieser und der Braut. Man hatte sich endlich für hellblaue Toiletten entschieden. Die jungen Damen hatten das Brautkleid bewundert, welches heute Vormittag angekommen war. Ein prächtiges Kleid aus weiß damaszirtem Seidenstoff mit langer Schleppe, von Tüll und Spitzen überwallt, mit Myrtensträußchen garnirt. Die jungen Damen waren außer sich vor Entzücken.

„Ach, wie glücklich mußt Du sein, Ottilie!" riefen sie.

Und wirklich, es mußte doch so schön sein, Braut zu werden, Hochzeit zu feiern!

Ottilie stand mit stummer Wehmuth in Blick und Miene dabei und ließ die jungen Mädchen reden.

„Er ist ja ein furchtbar interessanter Mann, Dein Bräutigam," sagte Ida.

„So männlich, so stattlich!" fügte die andere Brautjungfer hinzu.

Keine von ihnen dachte mehr an Edgar v. Riedberg, den sie einst auch „furchtbar interessant" gefunden.

Die jungen Damen waren dann gegangen. Bald darauf kam Ernst Möhring, der Bräutigam. Mit einem bewundernden Ausdruck blieb er vor der schönen Brautrobe stehen. Die glückliche Brautmutter machte ihn auf alle Schönheiten der Brauttoilette aufmerksam, entfaltete die Schleppe, beschrieb, wie vorzüglich sie Ottilien sitze, und ging dann, um das Einpacken der Wäsche weiter zu beaufsichtigen.

Möhring und Ottilie blieben allein vor dem schönen Brautkleid stehen, welches äußerlich den festlichen Abschluß ihrer Brautschaft ausdrückte. Möhring hatte Ottiliens Hand ergriffen und drückte sie leise und zärtlich. Aber Keines von ihnen sprach ein Wort; ihre Blicke wichen sich aus. Sie dachten Beide dasselbe, ohne daß ihre Lippen sich bewegten.

Was sollte aus ihnen werden, wenn sie für immer miteinander verbunden waren und wenn dieses unfaßbare Gespenst des Zweifels, der bangen Beklemmung zwischen ihnen blieb!

Ottilie war es, die zuerst das düstere Schweigen brach. „Ich wollte Dich längst um etwas fragen, Ernst," sagte sie sanft.

„Ach Gott! Gewiß wegen der Brieftasche!" rief er in nervöser Unruhe. „Ihr Frauen seid nun einmal so."

Verwundert sah sie ihn an. „Wegen der Brieftasche? Ach nein, ich dachte kaum mehr an sie. Wie sonderbar Du bist, Ernst, mit dieser Brieftasche. Nein, sage mir darüber gar nichts, oder sage mir, was Du willst; ich bin nicht so kleinlich, wie Du denkst. Ganz andere Gedanken erfüllen mich."

Wie ein Blitz zog es durch sein Inneres: sie wollte ihn fragen, woher er seiner Zeit das Kapital genommen; um sein Modell zu bauen. Sie wollte nicht mit ihm vor den Altar treten, bevor sie nicht darüber Klarheit hatte. Jener

Zweifel — das war es! Furchtbarer Schrecken durchzuckte ihn. Jetzt oder nie! Er mußte sprechen, oder sie wandte sich für immer von ihm ab, oder um den Frieden seiner künftigen Existenz war es geschehen. Zagend blickte er auf zu ihr, die jetzt sein Schicksal war.

Mit unendlicher Güte und Milde sah ihn Ottilie an, ja bittend fast, als wollte sie sagen: „So sprich doch, sprich! Von mir hast Du nichts zu fürchten." Und plötzlich ergriff ihn eine unbekannte Weichheit — ein heißer Durst nach Hingebung und Vertrauen. Sein Trotz brach, er scheute sich nicht mehr vor der Demüthigung. Mit einem schmerzlichen Seufzer fiel er Ottilien zu Füßen. Niemals hatte er vor ihr gekniet.

„Aber, Ernst, was ist Dir?" rief Ottilie ganz erstaunt.

Er hätte aus ihrem staunenden Ausrufe entnehmen können, daß sie nicht im Entferntesten daran dachte, ihn zu einem Geständnisse zu bewegen; aber er hörte nichts, er bedachte nichts — er fühlte nur ihre sanfte, weiche Hand, die sie auf seine heiße Stirn legte.

„Es ist ein Unwürdiger," stammelte er, „dem Du Dein Schicksal anvertrauen willst. Richte mich! Mache aus mir, was Du willst!"

Jetzt erst erschrak sie — erbebte sie; jetzt erst dachte sie an die Anspielungen ihres Vaters, jetzt erst begann sie zu ahnen, daß in Möhring's Leben ein dunkler Punkt sei.

„Es kann nicht sein, nein, es kann ja nicht sein!" hauchte sie, starr vor Schrecken. „Du bist — Du hast . . ."

Nun erhob er sein Haupt und lächelte. „Erschrick nicht so sehr, Geliebte!" sagte er. „So schlimm ist es nicht, als es Dir vielleicht in diesem Augenblicke erscheint."

„Nun denn, was ist es?" frug sie angstvoll.

„Die Brieftasche —" stammelte er jetzt verwirrt.

„Also doch die Brieftasche —" hauchte sie. „Was ist es mit der Brieftasche?"

Er schwieg eine lange Weile und senkte das Haupt. Dann sagte er mit rauher Stimme, stoßweise: „Ich fand sie auf der Straße — mit sehr viel Geld darin. Es war an dem Tage, an dem mir jede Hoffnung zerschellt war, mein Modell bauen zu können. Ich habe sie und das Geld behalten!"

Sie hatte ihn aufgehoben und zum Sitzen neben sich auf dem Sopha genöthigt. Sie fühlte sich einigermaßen erleichtert. Vorhin — im allerersten Augenblick hatte sie ein schweres Vergehen befürchtet.

„Erzähle Alles — Alles," bat sie.

Und er erzählte, wie er das Geld verwendet. In diesem Punkte faßte er sich kurz. Aber ausführlich erzählte er, wie er gekämpft, gerungen, gezweifelt — wie das Gewissen ihn gefoltert, wie er vergebens versucht hatte, sein Vergehen gut zu machen. Da alle Versuche nach dieser Richtung vergeblich gewesen seien, blieb ihm nur das Eine: ein Geständniß vor ihr, die ihm Alles war! Sie mochte nun über ihn entscheiden.

Er hatte sich erhoben. Wie ein Angeklagter vor dem Richter, stand er da; blaß, verhärmt, gesenkten Blickes. Nun war es geschehen. Mochte sie ihn verstoßen! Er hatte sie doch wenigstens nicht belogen.

Sie las alle die schweren Seelenleiden, die er durchgemacht, von seinem blassen Gesichte. Nachträglich fand sie die Erklärung für die düsteren Stimmungen, für sein zerstreutes Wesen. Sie war bis heute ein sorgloses Kind gewesen, welches kaum in die Tiefen des Lebens geblickt hatte. In strengen, einseitigen, unnachsichtlichen Grundsätzen war sie erzogen worden; mit jenem Abscheu vor dem Unrechte im Sinne des Gesetzes, der ohne zu prüfen richtet und verwirft. Aber er litt, er hatte sich ihr vertraut, und sie fühlte sich über sich selbst erhoben, fühlte sich größer und stärker, als sie je gewesen.

Mit einem lauten Aufschrei stürzte sie sich in seine Arme. „Wir wollen es gemeinsam tragen, Ernst!"

Er schluchzte laut auf an ihrer Schulter. Seit man vor vielen, vielen Jahren seine Mutter begraben, hatte keine Thräne sein Auge benetzt, und jetzt weinte er. Was ihn so tief ergriff — es war ihre Güte, ihre Milde, ihr Hochsinn.

„Was Du mir gibst, Ottilie," flüsterte er, „ist viel mehr als das Leben; Du gibst mir Deine Seele! Du bist mir in diesem Augenblicke ein rettender Engel. Mein ganzes Sein und Denken gehört von nun ab Dir, soll nur dem Gedanken an diese Stunde gewidmet sein! Ich werde sühnen, Alles sühnen! Du wirst es erleben."

Sie fühlte sich gehoben durch das Bewußtsein, gütig und großmüthig gewesen zu sein. Niemals vorher in ihrem flachen, vertändelten Leben war eine solche Aufgabe an ihr Herz herangetreten. Und nun war sie stolz auf sich selbst, daß sie sich dem großen Augenblick gewachsen gezeigt. Beinahe hätte sie sich über seine Schuld gefreut, so sehr rührte und beglückte sie seine heiße Dankbarkeit.

Nun hatten sie sich gefunden für immer. In traulichem Beieinander, wie nie vorher, saßen sie aneinander geschmiegt auf dem Sopha, und beriethen, was zu thun sei, um sich der Schuld zu entledigen, die sie von nun ab gemeinsam tragen wollten.

Aber wie? Aber was thun? Er hatte ja schon alles Mögliche versucht, es bestand kaum eine Hoffnung mehr, den Verlustträger zu finden.

Dennoch beschlossen sie, von Zeit zu Zeit die Zeitungsannoncen zu erneuern; und außerdem wollten sie an ihrem Hochzeitstage irgend eine wohlthätige Stiftung in dem entsprechenden Betrage machen. Das war nicht leicht für sie, denn die Eltern würden ihnen heftigen Widerstand entgegensetzen. Auch war eine so große Summe nicht leicht entbehrlich, aber dennoch sollte es geschehen.

Ottilie fühlte sich zu jedem Opfer bereit. Da sie eine echte Frauennatur war, hob die Begeisterung, die Opferfähigkeit sie hoch empor über das Niveau der Alltäglichkeit.

Soeben frug Ernst: „Hattest Du Mißtrauen gegen mich? Was wolltest Du vorhin von mir wissen?"

Denn ihre Frage hatte ihm zunächst das Geständniß erpreßt.

„Nein, nein, ich hatte kein Mißtrauen gegen Dich, ich hegte kaum Zweifel an Dir," entgegnete sie; „obgleich mich mein Vater dazu aufgestachelt hatte. Es war etwas Anderes, wovon ich Dir sprechen wollte."

Ihre Miene verdüsterte sich; denn es war Edgar, von dem sie sprechen wollte, an den sie gedacht hatte.

„So sprich doch!" bat er.

„Ach, es wird mir kaum weniger leicht, als es Dir geworden," seufzte sie.

Er zog ihren Kopf an seine Brust und ermuthigte sie, zu sprechen. Er dachte, es könne sich nur um eine Kleinigkeit handeln, um irgend einen thörichten Wunsch von ihr, um ein unbedeutendes, kindisches Geständniß. Aber es kam ganz anders, als er dachte.

Sie fand den Muth, von Edgar zu sprechen. Wenn es einmal möglich war, so konnte es nur in dieser Stunde sein. Flüsternd, ohne den Blick zu heben, gestand sie, daß sie ihn, ohne ihr Zuthun, wiedergesehen. Sie erzählte haarklein, wie das zugegangen, wie sein Anblick sie erschreckt und ergriffen hatte. Und nun rückte sie mit ihrer Bitte heraus: Möhring sollte etwas für den Bedauernswerthen thun, ohne daß jener eine Ahnung hätte, wer den Anstoß dazu gegeben. Mit ergreifenden Worten schilderte sie, das sei nothwendig zu ihrem Glücke, zu ihrer Ruhe.

Edgar mochte arbeiten, schwer arbeiten und ehrlich sich plagen um das tägliche Brod; nur darben, nur nothleiden sollte er nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gosauschlucht.

(Mit Bild auf Seite 369.)

Zu den schönsten Parthien des Salzkammergutes gehört das hochromantische Thal des in den Hallstädter See mündenden Gosaubaches, welches sich in einem weiten Bogen bis an den Fuß des Thorstein- und des Gosaugletschers zieht. Die Wanderung vom sogenannten Gosauzwang, dem engen Durchgang, welchen sich der Wildbach zum See durch das Gestein gerissen hat, bis zur Gosaumühle ist herrlich. Zwei weitere Marschstunden bringen den Wanderer dann nach dem langgestreckten Dorfe Vorder-Gosau und weiter zum Gosauschmied, einem kleinen Wirthshause, wo der Fahrweg aufhört. Von hier ab zum vorderen Gosausee führt ein Fußweg durch Wald bergan und bietet eine unerschöpfliche Fülle der prachtvollsten und mannigfaltigsten Ansichten, deren wilderhabenen Hintergrund die starren, kahlen, in Zacken und Spitzen endigenden Felswände der Donnerkogeln sind. Auf dieser Strecke der Gosauschlucht, die für Jedermann gangbar ist und keinerlei Bergausrüstung erfordert, ist unser Bild auf S. 369 aufgenommen. Unternehmendere steigen noch weiter bis zum hinteren Gosausee, und Alpentouristen bis zum Thalschluß und zur Grobgesteinhütte, von wo aus der Thor- und der Dachstein bestiegen werden.

Der Barbiertanz.

(Mit Bild auf Seite 372.)

Während in den Städten die Hochzeiten ein immer einfacheres Gepräge annehmen, feiert man sie auf dem Lande noch nach alter Sitte mit oft mehrtägigen Gelagen. Dort haben sich auch noch eine Anzahl Volksbräuche und Spiele erhalten, die zum Theil symbolischer Art sind, zum Theil zur Erheiterung der Gäste dienen. Zu diesen letzteren gehört der sogenannte Barbiertanz (siehe das Bild auf S. 372), der in Pommern bei Bauernhochzeiten allgemein üblich ist. Man unterbricht nämlich dort den gewöhnlichen Tanz durch folgenden Scherz. Drei maskirte Gestalten treten auf und Zwei derselben seifen unter den Klängen der Musik den Dritten ein, als ob derselbe rasirt werden sollte. Dann müssen die Beiden im Tanzschritt um den Eingeseiften herumgehen, und während der Eine ihm den Seifenschaum mit dem Finger vom Gesicht entfernt, muß der Andere den auf die Diele geschleuderten Schaum mit dem Besen auf eine Schippe kehren. Kommt einer der Tänzer dabei aus dem Tritt, so trifft ihn das Loos, eingeseift zu werden.

Ein wichtiges Ereigniß.

(Mit Bild auf Seite 373.)

In kleineren Orten, wo das moderne Zeitungswesen sich noch nicht so geltend macht, namentlich auf den Dörfern noch dünnbevölkerter, kulturärmerer Gegenden, gibt es vielfach Leute, die als wandelnde Chronik der Vergangenheit und Gegenwart ihre Geschichten von Haus zu Haus tragen und überall aufmerksame und willige Zuhörer finden. Einen solchen alten Erzähler stellt uns das vortreffliche Genrebild auf S. 373 dar. Er ist eben im besten Zuge, seinen beiden Zuhörerinnen ein wichtiges Ereigniß mitzutheilen, das sich auf dem nächsten Gutshofe zugetragen hat. Die Scene spielt in irgend einem einsamen ungarischen Gehöft, und die beiden Zuhörerinnen sind ganz gefesselt durch den lebendigen Vortrag des Alten. „Nein, wer würde so etwas für möglich gehalten haben!" denken sie, wie deutlich Haltung und Gesichtsausdruck zeigen, und der eifrige Alte ist offenbar nicht wenig geschmeichelt durch die Wirkung, welche sein Erzählertalent hervorbringt.

Die neue Fabrik.

Novellette von **F. v. Bülow.**

(Nachdruck verboten.)

An der einen Seite des Baches lag Schloß und Park des Grafen v. Welgenstein, an der anderen die Papiermühle mit ihren neuen häßlichen Backsteinbauten und dem thurmhohen Schlot.

Die Papiermühle gehörte einer Aktiengesellschaft, und ihr Direktor, Hermann Wolters, war ein Mann von „eminent praktischen" Anlagen.

Vom gräflichen Nachbar konnte man dies weniger behaupten. Graf Friedrich Ludwig war einst reich gewesen, jetzt war auch das letzte ihm gebliebene Gut, der Stammsitz Welgenstein, mit Schulden belasten. Er hatte darum den Grund und Boden jenseits des Baches der erwähnten Aktiengesellschaft verkauft. Die fatalen Geldverlegenheiten hatten manches feudale Vorurtheil hinweggespült.

An einem Maimorgen sah die nächstgelegene Eisenbahnstation beide Männer auf dem Bahnsteige: den alten Edelmann und den jungen Fabrikdirektor.

Der Schnellzug, der hier eine Minute Aufenthalt hatte, brachte heute des Grafen jüngste Tochter Hertha, die von einem mehrjährigen Schweizer Pensionsaufenthalt zurückkehrte.

Der Graf führte das schöne Töchterchen nach der alten Familienkutsche, die hinter dem Stationsgebäude wartete. Während man noch mit Unterbringung der Koffer des Fräuleins beschäftigt war, ging Wolters vorüber, warf einen neugierigen Blick auf die Insassen des gräflichen Wagens und zog den Hut. Der Graf that das Gleiche.

„Wer ist der hübsche junge Mann?" fragte Komteß Hertha.

„Das ist der Direktor der neuen Papiermühle," antwortete der Graf.

„Ein Papierfabrikmensch?!" dachte die junge Dame naserümpfend. „Schade!"

Der Wagen rollte durch Wiesen und grüne Saatfelder.

Schon lugte das steile Dach des Schlosses zwischen Baumwipfeln hervor. „Daheim! daheim!" jubelte das Komteßchen. Auf einmal schrie sie entsetzt auf: „O Himmel, was ist das?! Der abscheuliche Fabrikschlot! Aber wie kommt denn der hierher?"

„Er gehört zu der Papiermühle."

„Eine Fabrik dicht neben dem Park? Wie konntest Du aber so etwas erlauben, Papa?"

„Es ließ sich nicht gut ändern," sagte der Graf.



Der Barbiertanz. (Volksbrauch in Pommern.) [S. 371]

Das war Hertha's erster Kummer bei der Heimkehr.

Sie ließ die Möbel aus ihrem Mädchenstübchen schweren Herzens in ein entlegenes Gemach schaffen, denn von den Fenstern jenes Zimmerchens aus sah sie auf den verhaßten Schlot.

„Kaufe doch den Leuten die Fabrik ab und laß die garstigen Gebäude wegreißen, Papa," sagte sie eines Tages zu ihrem Vater.

„Daran ist nicht zu denken, liebes Kind," antwortete der Graf. „Ich bin ein armer Mann."

„Du, Papa?" Sie konnte es nicht begreifen.

„Leider ja. Und was mir dabei Sorge macht, ist nicht die Papiermühle, sondern Deine Zukunft, Kleine. Eine Grafentochter ohne Vermögen findet nicht leicht einen Freier. Deine Schwestern galten noch als gute Parthien!"

„Wie sonderbar nur der Vater sich ausdrückt!" dachte sie etwas unmuthig.

„Ich habe mich in Mönchsbrunn nach einer Stiftsstelle für Dich umgethan," fuhr der Graf fort.

Eine Stiftsdame mit langem, steifem Gesicht, die bei der Verwandtschaft herumbesucht und den Familienklatsch von einem Landsitz zum anderen trägt! Hertha schüttelte sich in Gedanken. War sie nicht jung und hatte man ihr nicht hundertmal gesagt, daß sie hübsch sei? Sie wollte standesgemäß heirathen, wie ihre älteren Schwestern es gethan, am liebsten einen Landedelmann. Ja, sie wußte auch schon, wen sie mit ihrer Hand beglücken wollte. Es war der schlanke Gustav Schlarendorff, der Erbe des reichen Nachbargutes. Sein Besitz reizte sie noch mehr als er selbst, aber das störte sie nicht.

So bald es ging, machte sie den Gutsnachbarn einen Besuch, allein sie mußte erleben, daß Gustav Schlarendorff sich kaum um sie kümmerte, weil er nur Augen für eine elegante junge Amerikanerin hatte, von der es hieß, daß sie ungeheuer viel Geld habe.

Gedemüthigt und bitter enttäuscht fuhr Hertha nach Hause zurück. War sie denn werthlos geworden, weil sie aufgehört hatte, reich zu sein?! —

Sie beschloß, sich nicht zum zweiten Male dergleichen Kränkungen auszusetzen, sondern ganz einsiedlerisch in Welgenstein zu leben. Für den Nothfall blieb immer noch das Stift. Ihr Vater störte sie in Ausführung ihres Vorsatzes nicht. Er selbst hatte in stolzer Empfindlichkeit angefangen, die Nachbarn zu meiden. Infolge davon mieden sie auch ihn.

Komteß Hertha hing den Kopf nicht, aber sie war ein anderes Leben gewöhnt und konnte nicht umhin, einige Langeweile zu empfinden.

Den Theil des Parkes, den der Mühlbach begrenzte, hatte sie bis jetzt beharrlich vermieden, denn dort sah man die abscheuliche qualmende Fabrik. Eines Tages aber, als sie gar nicht mehr wußte, womit sie sich unterhalten sollte, kam sie auf den Einfall, den Neufundländer Hektor appo rtiren zu lassen.



Ein wichtiges Ereigniß. Nach einem Gemälde von G. Peske. (S. 371)

Sie ging an den Bach unterhalb des Wassersturzes, der die Mühlenwerke trieb, und ließ Hektor nach einem Stock schwimmen.

So vergnügte sie sich eine ganze Weile, während das Wasser und die Dampfmaschinen betäubend brausten. Plötzlich bemerkte sie, aufschauend, den jungen Fabrikdirektor.

Er stand am anderen Ufer des Baches und sah ihr zu.

Einen Augenblick war sie geneigt, dies übel zu nehmen, doch besann sie sich. Warum sollte der arme Mensch sie nicht aus der Entfernung bewundern? Im Grunde konnte er ja nichts dafür, daß die garstige Fabrik hier stand, den gräflichen Nachbarn zum Aergerniß!

Sie erwiederte darum seinen höflichen Gruß ziemlich liebenswürdig, wenn sie auch ihren Platz am Ufer des Mühlbaches schleunigst verließ.

Die Begegnung wollte ihr nicht aus den Gedanken, denn sie bildete in der Einförmigkeit ihrer Tage ein Ereigniß. Der arme junge Mann hatte wirklich ein ungemein sympathisches Gesicht! Und wie trostlos mußte es für ihn sein, diese Existenz zwischen qualmenden Essen, stumpfsinnigen oder gar murrenden Arbeitern und rasselnden Maschinen! Ob sie ihm nicht ein freundliches Wort hätte sagen sollen?

„Das nächstemal thu ich's," beschloß sie.

Sie ging jetzt täglich den Weg, der den Bach entlang führte, allein der „Fabrikmensch" erschien nicht wieder, und sie war enttäuscht, wenn sie sich's auch nicht gestehen mochte. —

„Weißt Du was, Papa?" sagte Hertha eines Morgens zu ihrem Vater, „ich möchte mich einmal in dieser Papiermühle herumführen lassen."

Der Graf hatte nichts dagegen.

Von Hektor und dem alten Diener Jakob begleitet, begab sich die Komtesse hinüber in den Fabrikhof.

Schon in der Thorfahrt wäre sie am liebsten wieder umgekehrt. Alles, was sie hier umgab, erschien ihr fremdartig und häßlich. Es roch nach Maschinenöl und Chlor. Männer in Blusen gingen geschäftig hin und her, ohne sie weiter zu beachten, und sie war doch das Schloßfräulein!

Es wurde ihr sehr beklommen zu Muthe. An wen sollte sie sich wenden?

„Wir lassen's lieber," sagte sie zu dem mißbilligend dreinschauenden Jakob. „Es ist schrecklich hier."

„Ja, Komteß," nickte der Alte, „schlimmer als bei den Türken! Aber da ist der Herr Direktor."

Sie sah lebhaft auf.

Ja, da kam er! Sicher und selbstbewußt, gar nicht wie Einer, der auf Mitleid Anspruch macht. Die huldvolle Herablassung, mit der sie ihm hatte begegnen und beglücken wollen, paßte doch wohl nicht ganz.

„Womit kann ich dienen, gnädiges Fräulein?" fragte er sichtlich überrascht.

„Ich kann mir nicht vorstellen, wie es in so einer Fabrik aussieht. Da Sie so nah sind, dachte ich, Sie würden gewiß die Liebenswürdigkeit haben, mir alles Sehenswerthe zu zeigen."

„Das thue ich mit dem größten Vergnügen," antwortete er. Sie fühlte sich auf einmal sehr wohl und sehr bereit, an der Seite dieses jungen Mannes allen möglichen Schrecknissen zu trotzen. Er sah so vertrauenerweckend aus.

„Den Hund schicken Sie am besten zurück," meinte er.

Während Jakob auf ihren Befehl mit Hektor nach dem Park zurückkehrte, geleitete sie Wolters zuerst durch das Gebäude, in dem die Lumpen gebleicht und dann zu Brei gestampft wurden. Der Geruch, der sich dabei entwickelte, erregte ihr Uebelkeit. Ihr Führer gab ihr eine Erklärung ab, von der sie in ihrer Sehnsucht, diesen widerwärtigen Raum zu verlassen, das Wenigste verstand.

„Wie können es nur Menschen hier aushalten!" rief sie, sobald sie wieder frische Luft athmete, „was haben die Unglücklichen verschuldet, daß sie schon bei Lebzeiten in eine Hölle versetzt sind!"

Ein kurzer aufmerksamer Blick traf sie. „So unglücklich, wie Sie glauben, sind die Leute nicht. Die Arbeit ist leicht und wird verhältnißmäßig gut bezahlt. Sie drängen sich dazu."

Nun ging es von einem der Maschinenräume in den anderen.

Aengstlich zog Komteß Hertha ihre Röcke an sich, um eine Berührung mit den sausenden, schwirrenden Rädern und Treibriemen zu vermeiden. Sie mußte sich dicht neben ihren Begleiter halten, um seinen erläuternden Vortrag verstehen zu können. Einmal berührte er ihre Schulter, um sie zu raschem Ausweichen zu veranlassen. Da zitterte sie; aber es war nicht Angst vor den Maschinen.

„Gott sei Dank!" sagte sie tief aufathmend, als sie endlich in's Freie traten.

„Finden Sie es da drinnen so fürchterlich? Ich fühle mich recht wohl da."

„Das begreife ich nicht."

„Sie würden wohl nicht in einer Fabrik wohnen mögen?"

„Nein, lieber todt!"

An der Thorfahrt verabschiedete er sich. Sie ging langsam dem Parkthor zu, wo Jakob und Hektor sie erwarteten.

„Ist das ein Teufelswesen mit den Maschinen!" bemerkte der Alte kopfschüttelnd, „die guten alten Zeiten sind vorüber."

Hertha schwieg. „Ich habe ihm nicht einmal gedankt," dachte sie bedauernd. . . . .

Am Abend sagte sie zu ihrem Vater: „Meinst Du nicht, daß wir den Direktor Wolters einmal zum Essen einladen sollten?"

Der Graf sah seine Tochter erstaunt an. „Wieso denn?"

Hertha wurde roth. Sie hatte gewiß etwas sehr Unschickliches vorgeschlagen. „Wenn Du es nicht für nöthig findest, um so besser," sagte sie mit erheuchelter Gleichgiltigkeit.

Damit war die Sache abgethan, und das Leben ging in der alten Eintönigkeit fort. Aber Nachts, wenn Hertha aus dem Schlummer erwachte, klangen ihr technische Ausdrücke in den Ohren, getragen von einer tiefen, sympathischen Stimme. Sie meinte den ernsten Blick des jungen Fabrikmenschen zu sehen und jene flüchtige Berührung zu fühlen. . . .

Einmal begleitete sie ihren Vater, der eine kurze Reise zu machen hatte, nach der Eisenbahnstation. Auf dem Bahnhof trafen sie Wolters.

Sie ließ den Wagen leer zurückfahren und schlug, von dem Hund begleitet, einen schattigen Fußweg ein. Bald hörte sie Schritte hinter sich, zögerte, blieb stehen. Natürlich — er war es!

Ob er sie bis an das Parkthor begleiten dürfe? fragte er. Sie konnte unmöglich Nein sagen.

„Kann es irgendwo auf Erden schöner sein, als hier?" fragte sie plötzlich, stehen bleibend.

Er sah sie von der Seite an. „Wenn die Fabrik und der Schlot nicht wären," meinte er lächelnd.

Sie erröthete. „Dann wären ja auch Sie nicht hier."

— — — — — — — — — —

Anfang August kam ein Vetter zweiten Grades zu Besuch, der Legationsrath Arwegh v. Welgenstein. Er sprach nur von Familienangelegenheiten, schien den Gothaer Kalender auswendig zu können, und war kühle, steife Form vom Scheitel bis zur Sohle.

Hertha wunderte sich darüber, daß er sie in ihrer Einsiedelei aufsuchte, kombinirte und verwandte einige Sorgfalt auf ihre Toilette.

Nach achttägigem Aufenthalt in Welgenstein reiste der Legationsrath ab, und bald darauf wurde Komteß Hertha in das Zimmer ihres Vaters gerufen.

„Vetter Arwegh hat geschrieben. Er hält um Deine Hand an."

„Ich erwartete es," antwortete sie gelassen.

„Er ist in jeder Hinsicht eine gute Parthie."

Sie nickte zustimmend.

„Darf ich ihm Deine Einwilligung melden?"

Abermals stummes Kopfnicken. Vater und Tochter sanken sich freudig bewegt in die Arme.

Am Parkthor stand der Fabrikdirektor im Gespräch mit dem Welgenstein'schen Gutsverwalter. Eben, als Komteß Hertha des Weges kam, ging der Verwalter weiter. Der Direktor dagegen grüßte sie und blieb stehen.

Hertha brach eine herrliche Rose, an der noch die Thautropfen hingen, und ging dem jungen Mann entgegen.

„Guten Morgen, Herr Direktor."

„Guten Morgen, Komteß. Welch' schöne Rose!"

Sie reichte ihm die Blume mit dem liebreizendsten Lächeln.

„Für mich?!"

Er war einen Schritt zurückgewichen und sah so verwirrt aus, daß sie heftig erschrak.

„Ich bin so glücklich, daß ich alle Menschen erfreuen möchte," beeilte sie sich zu erklären. „Ich habe mich nämlich verlobt."

Warum entfiel die Rose seiner Hand? Er bückte sich danach und richtete sich langsam auf.

„So gestatten Sie, daß ich meinen Glückwunsch ausspreche," sagte er tonlos.

Sie wandte sich stumm ab, unfähig, ihn anzusehen oder ein Wort zu sagen. So trennten sie sich fast feindlich.

Eine heftige Aufregung hatte sich ihrer bemächtigt, so daß sie zitterte. Rastlos durchwanderte sie den alten Park. In ihr jauchzte und jubelte eine Stimme: er liebt mich! — Aber sie mußte diese Bewegung niederkämpfen. Ja, wenn er ein Graf gewesen wäre, oder ein Baron! —

Die nächste Zeit brachte für Hertha einen unerquicklichen Briefwechsel. Die gedrechselten Phrasen ihres Verlobten erschienen ihr flach und unwahr. Und das Antworten! — Sie saß und kaute an der Feder und dachte über jeden Satz nach. Dazwischen sprang sie auf und sah durch's Fenster nach dem Fabrikschlot, ob der Rauch niedergedrückt war oder in die Höhe stieg.

Sie hatte ihr altes Stübchen wieder bezogen. Als dann der Legationsrath selbst kam, vermied sie ängstlich jedes Alleinsein mit ihm. Der Gedanke, er könne ihr einen Kuß geben wollen, erregte ihr Grauen. . . . .

So kam der Oktober.

Eines Nachts wurden die Schloßbewohner durch Feuerlärm aufgeschreckt. Es brannte in der Fabrik. In großer Aufregung rannte Alles nach der Brandstätte.

Hertha stand am offenen Fenster und sah lange nach den wie eine Feuergarbe aufsteigenden und niedersinkenden Funken. Ihre Phantasie beschäftigte sich nur mit einem Einzigen. Ob er wohl sehr traurig war über den Brand? Ob er wohl Schaden davon hatte?

Endlich schien das Feuer gelöscht. Es wurde stille. Ueber den Hof kamen die zum Schloß gehörigen Leute einer nach dem Anderen zurück.

Sie wollte nur einmal fragen, wie es verlaufen war.

Geräuschlos schlüpfte sie die steinerne Wendeltreppe hinab in den Hof.

„Ist das Feuer ganz vorbei?" fragte sie einen Knecht.

„Zu Befehl, Komteß.“

„Ist viel abgebrannt?“

„'s ist schon genug; aber drüben auf der Fabrik ist Alles so hoch versichert, da hat den Schaden nur die Versicherungsgesellschaft. Nur daß der Herr Direktor verunglückt ist —“

Der Knecht stockte, weil die Komteß ihn so fest am Arm packte.

„Was ist mit ihm?“

„Er ist gestürzt und war gleich weg. Solch' ein hübscher, braver junger Herr!“

Doch schon hörte sie nichts mehr. Halb von Sinnen vor Angst lief sie geradewegs nach dem Fabrikhof. Haufen von Schutt und Geräthen versperrten den Weg. Qualm und Rauch drang ihr entgegen, und der Nachtwind wehte kühl und feucht.

„Wo ist der Direktor?“ rief sie einen Arbeiter an.

„Hier,“ sagte eine kräftige Stimme hinter ihr. „Was soll er?“

Er hatte sie in der Dunkelheit nicht erkannt.

Lebendig und aufrecht sah sie ihn vor sich. Der Umschwung war zu jäh. Der Athem verging ihr — sie schwankte.

Er fing sie in seinen Armen auf.

„Komteß! Sie! Um Alles in der Welt —“

Sie hatte die Besinnung rasch zurückerlangt, aber nicht die volle Selbstbeherrschung.

„Ich . . . ich glaubte . . . Sie wären verunglückt!“ stammelte sie weinend.

„Hertha! — Liebst Du mich denn?!“

„O Gott, ja!“ Es war der Aufschrei eines gequälten Herzens.

— — — — — — — — — — —

Am folgenden Tage reiste der Legationsrath plötzlich ab.

Einige Wochen später machte die Heirath der Komtesse Hertha Welgenstein mit dem Fabrikdirektor Wolters in der Nachbarschaft viel von sich reden.

„Der alte Graf ist nicht so dumm,“ meinte der Schlarendorffer. „Ich wette, dieser Fabrikmensch bringt auch Welgenstein wieder hoch.“

„Dafür besitzt er aber auch die entzückendste Frau aus der ganzen Gegend!“ seufzte ein feudaler Ehemärtyrer.

Die Fingernägel.

Skizze von G. Pf.

(Nachdruck verboten.)

Die Betrachtung der menschlichen Hand bietet ein nicht gewöhnliches Interesse; denn in ihr sehen wir das vollkommenste Werkzeug unseres Körpers, welches eine Reihe von hervorragenden Eigenschaften besitzt und die schwierigsten technischen Aufgaben menschlichen Scharfsinnes auszuführen vermag. Besonders die schildartigen Nägel, welche den elastischen, dem Tastsinne dienenden Kissen an den Fingerenden einen gewissen Halt verleihen, unterstützen die Finger in Ausübung ihrer Fertigkeiten in ganz außerordentlichem Maße.

Gewöhnlich sieht man auf diese organischen Gebilde mit einer gewissen Verachtung herab, und die Meisten sind in unseren Tagen viel zu wenig geneigt, ihnen besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu schenken. Anders war es bei unseren Vorfahren und den hervorragendsten Kulturvölkern der alten Welt.

Die vornehmen Römerinnen hielten sich zur Pflege der Nägel besondere Sklavinnen, welche zum Putzen und Glätten derselben statt einer Scheere kleiner silberner Zangen und feiner Messerchen sich bedienten, aber auch häufig Gebrauch von allerlei Säften, Kräutern und mineralischen Pulvern machten, um die rauhen Unebenheiten und Nebenauswüchse der Nägel abzuglätten und zu entfernen. Der Nagel hatte unter der geschickten Hand der Sklavin erst dann seine vollkommene Schönheit erreicht, wenn er, regelmäßig beschnitten und rein abgeglättet, in sanfter Fleischfärbung erglänzte.

Wie die Chiromantiker aus den Linien der Hand das Schicksal der einzelnen Menschen lesen zu können behaupten, so glauben sie auch an den Nägeln Anhaltspunkte zu finden, welche ihrer Wissenschaft neues Material darbieten; denn auch die verschiedenen weißen, schwarzen, braunen, rothen und gelben Flecken, Punkte und Wölkchen auf den Nägeln sollen äußerst geeignet sein, über den Charakter und damit zugleich über das zukünftige Geschick der betreffenden Person Auskunft zu geben. Die Chiromantiker fanden diesen Glauben unter dem Volke allerdings schon vor, aber sie legten sich Vieles daraus für ihre Wissenschaft zurecht und suchten ein System darein zu bringen.

Der Volksglaube, nach welchem die kleinen Punkte und Gebilde auf dem Nagel für geheime Zeichen gelten, welche auf zukünftige Ereignisse deuten, läßt sich in Deutschland und in den nordischen Reichen bis auf die heidnische Vorzeit zurückverfolgen. Noch heutzutage nennt man auf den Farörern die weißen Pünktchen auf den Nägeln „Nörnaspör“ (Nornenspuren), und es dürfte daher die Annahme nicht allzufern liegen, daß der Nagel das Symbol der Schicksalsgöttinnen, der Nornen, oder überhaupt ein den Nornen geheiligtes Glied gewesen sein möchte. Man begegnet auch noch hier und da dem diese Annahme bestätigenden Aberglauben, daß das Beschneiden der Nägel nur unter gewissen Umständen und zu gewissen Zeiten erfolgen dürfe, wenn Gefahren oder ein Unglück vermieden werden sollen. Nur am Freitag darf dies geschehen; denn dieser Tag war der Göttin Freya geheiligt, und diese stand wiederum in engster Beziehung zu den Schicksalsschwestern. Insofern bringt das Beschneiden der Nägel am Freitag Glück und Geld und schützt vor Zahnweh. — Die weißen Flecken auf den Nägeln bedeuten Glück. So in Westpreußen, wo man sagt: „Die Nägel blühen,“ in Tirol, wo der Volksmund von der „Nagelblüh“ spricht, und auch in Bayern und Holstein knüpfen sich an die „Sterne“ und „Blumen“ günstige und glückliche Vorbedeutungen. In England ist derselbe Volksglaube vorherrschend. Dagegen sind gelbe, braune, rothe und schwarze Flecken auf den Nägeln meist unglückverheißend; sie bringen Noth, Sorge und Tod.

In der neuesten Zeit will man auf Grund einer physiologisch-psychologischen Theorie aus der Form der Fingernägel auf das Genaueste die guten und bösen Charaktereigenschaften, sowie die geistige Begabung der Menschen erkennen. Demzufolge bedeuten längliche und schmale Nägel den Besitz von Phantasie, von poetischer und künstlerischer Anlage, aber auch Trägheit; lange und breitgeformte flache Nägel zeigen Klugheit, gesundes Urtheil und eine ernste Geistesrichtung an; breite kurze Nägel verrathen Jähzorn, Streitsucht, Eigensinn; sehr roth gefärbte Nägel bekunden Gesundheit, Muth, Heiterkeit des Temperamentes, großmüthigen Charakter; harte und spröde Nägel offenbaren Grausamkeit, Mordlust, Zanksucht; klauenförmig gebogene deuten auf Heuchelei und Bosheit; weiche, sehr biegsame und dünne Nägel lassen auf Schwäche des Geistes und Körpers schließen, während sehr kurze, bis auf das Fleisch gleichsam abgebissene Nägel Sinnlichkeit und Dummheit verrathen. Ob diese Theorie sich stets als zutreffend erweisen mag, wollen wir nicht untersuchen; jedenfalls dürfte auch hierbei keine Regel ohne Ausnahme sein.

Bei den Zigeunern sollen nachstehende Grundsätze, wie man den Menschen nach seinen Fingernägeln zu beurtheilen habe, gelten. Wer weiße Stellen an den Nägeln hat, der schwärmt für alle Frauen; er ist aber ebenso verliebter, wie unbeständiger Natur. Wer gewölbte Nägel hat, ist stolz. Kurze Nägel deuten auf Geduld, Rechtschaffenheit und vor Allem auf Ergebung bei Unglücksfällen. Wer durchsichtige, rosenrothe Nägel hat, verräth einen heiteren, sanften und liebenswürdigen Geist. Verliebte mit durchsichtigen Nägeln kennen in ihrer Leidenschaft keine Grenzen. Wer dicke Nägel hat, ist halsstarrig und von schlimmer Gemüthsart. Wer sehr gerundete und glatte Nägel hat, ist friedliebend und versöhnlicher Natur. Wer die Nägel ungleich abschneidet, ist schnell und entschlossen in seinen Handlungen. Menschen, die sich nicht Zeit lassen, die Nägel ordentlich zu beschneiden, sollen gewöhnlich ein trauriges Ende nehmen.

Den Spiegel der Seele nennt der Dichter das Auge; der Arzt kann es nun auch mit gleichem, vielleicht gar mit größerem Rechte den Spiegel des Körpers nennen. Einzelne Aerzte gelangen nach und nach dahin, sonst schwer zu erforschende innere Leiden einfach aus den Augen zu lesen. Auch die Fingernägel scheinen als deutlicher Verräther des körperlichen Befindens in Geltung zu kommen, und der Arzt wird bald mit besonders gutem Erfolge seinen Patienten buchstäblich „auf die Finger sehen“. Die Form, Farbe, Festigkeit, der Sitz der Fingernägel werden einer genauen Betrachtung unterzogen, und daraus werden dann väterliches und mütterliches Erbtheil an Krankheitsanlagen bestimmt.

Daß bei vernachlässigter Reinlichkeit sich unter den Fingernägeln ein häßlich aussehender und unter gewissen Umständen, zum Beispiel bei Berührung mit blutenden Wunden, auch gefährlich wirkender Schmutz ansammelt, ist bekannt und eine bei vielen Leuten nur zu gewöhnliche Erscheinung. Interessant sind nun die mikroskopischen und pilzzüchtenden Untersuchungen, welche man neuerdings mit jenem Schmutze angestellt hat. Es fanden sich bei 78 Untersuchungen 56 Arten kugelförmiger Bakterien, 18 stäbchenförmige Spaltpilze, 3 Sarzinenpilze und 1 Strotzpilzart. Schimmelpilze waren reichlich vorhanden. Solche Ergebnisse von Untersuchungen mahnen zu einer um so pünktlicheren Pflege des von vielen Leuten im Punkte der Sauberkeit so gering geschätzten Fingernagels.

Wie in vielen anderen Dingen sind uns die Amerikaner auch in Bezug auf die Fingernägel um ein Bedeutendes voraus. Seit einigen Jahren gibt es in New-York eine Anstalt für die Behandlung der Hände, und Dandy und Modedame halten es für ihre Pflicht, sich wöchentlich zwei- bis dreimal die Fingernägel pflegen zu lassen. Der oder die Ankommende nimmt in einem Lehnstuhle Platz, an dem ein Tischchen angebracht ist, auf welchem Bürsten, Schwämme, Feilen und anderes Handwerkszeug des Nagelverschönerungskünstlers liegen. Zuerst werden die Fingerspitzen in Kölnischem Wasser eingeweicht und nach einiger Zeit abwechselnd mit Salbe und Puder gerieben. Nun folgt das Glätten, Feilen und Formen. Nach einer Stunde ist der Kunde fertig und bezahlt 1 Dollar (= 4 Mark), hat aber das erhebende Bewußtsein, schön gepflegte Fingernägel zu besitzen.

Eine andere Modethorheit, welche gleichfalls in Amerika in Aufnahme gekommen ist und in der dortigen Damenwelt viele Verehrerinnen besitzt, ist jene der vergoldeten Fingernägel. Ein französischer „Handkünstler“ brachte diese Tollheit über den Ocean und macht ein ausgezeichnetes Geschäft. Je nachdem ein Nagel oder die Nägel einer Hand oder jene beider Hände vergoldet werden, kostet die Operation 1, 3 oder 5 Dollars. Ueber der Thüre des Künstlers prangt ein Schild mit der Aufschrift: „Hier werden Damen vergoldet.“ An den Wänden des Arbeitszimmers steht eine große Zahl weicher, bequemer Stühle, in der Ecke am Fenster das Operationstischchen, von einer Anzahl von Messern, Bürsten, Flaschen,

Schwämmchen und anderen Geräthschaften bedeckt. Zuerst werden die Nägel, welche vergoldet werden sollen, sorgsam gewaschen und gebürstet. Dann wird auf dieselben eine Lösung, deren Zusammensetzung das Geheimniß des Erfinders ist, aufgetragen und so die Unterlage für das Gold bereitet. Der vergoldete Nagel wächst, wie jeder andere, weiter, wird oben abgeschnitten, worauf unten an der Wurzel nach und nach wieder die natürliche Farbe erscheint; dann muß er immer wieder nachvergoldet werden. Beim Waschen geht die Vergoldung nicht ab, nicht einmal gewaltsam. Alles Reiben und Bürsten nützt nichts. Die Masse ist äußerst festhaftend. Das Unangenehme bei der Operation sind die vielen Vorbereitungen, die langen „Sitzungen“; zwei bis drei Stunden sind mindestens erforderlich. Uebrigens hat diese Mode, wie eine Amerikanerin selbst erklärte, eine große Bequemlichkeit im Gefolge. Lange Nägel werden sehr leicht schmutzig; durch die vergoldeten Nägel aber ist der Schmutz nicht zu sehen, und so braucht man weniger zu putzen und zu bürsten. Reinlichkeitsbeförderer ist also diese Mode offenbar nicht.

Uebrigens ist sie zum Theil schon überflügelt durch eine neue Narrheit, bestehend in der Bemalung der Fingernägel.

In einer Hauptstraße von Philadelphia findet man an einem eleganten Hause auf einem Metallschilde nachstehende Ankündigung: „Hier werden auf den Fingernägeln Porträts, Namenszüge und dergleichen angebracht. Preis von 25 Dollars aufwärts.“ Zieht man an jenem Hause die Klingel, so öffnet ein Negerjunge in rother, mit goldenen Treffen und Knöpfen besetzter Livree und führt den Ankömmling in ein elegant möblirtes Zimmer, in dem alsbald eine kleine blasse Frau in schwerem Seidenkleide erscheint. Dieselbe erklärt, daß sie in der That Porträts, sonstige Bilder, ganze Worte oder einzelne Buchstaben auf die Nägel der Finger eingraviren und hierfür von 25 Dollars an für zwei verschlungene Buchstaben, bis zu 50 Dollars für ein Porträt, das eigene oder ein fremdes, berechne. „Ja, mein Herr, meine Kunst ist in der That neu, in Amerika sogar neu. O, es ist eine reizende, sinnige Kunst! Denken Sie sich, welches Glück für einen Liebenden, wenn er das Bild seiner Geliebten auf seinem Daumennagel mit sich herumträgt. Ich bearbeite die Nägel mit dem Stichel und rufe auf denselben das Bild durch Radirung unauslöschlich hervor.“

Es ist in der That erstaunlich, wie weit es die Amerikaner bereits in der Civilisation gebracht haben, und da diese Art der Nagelverschönerung schwerlich noch zu überbieten sein dürfte, so wollen wir unsere Ausführungen über die Fingernägel hiermit schließen.

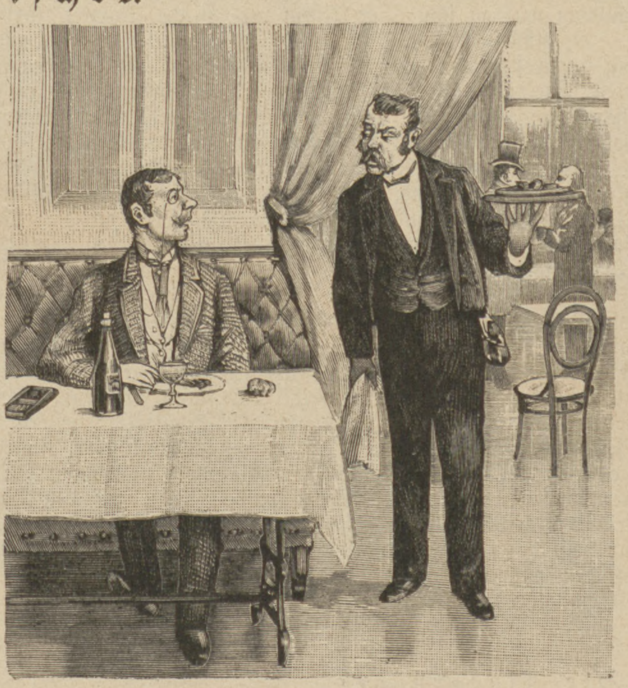
Humoristisches.



Prosaischer Besuch.

Dame: Wie, es überrascht Sie nicht, daß ich dichte?

Herr: Nein, das thun heutzutage fast alle Damen. Aber wenn ich Sie beim Kochen angetroffen hätte, das, sehen Sie, das hätte mich überrascht!



Kellnerlogik.

Gast: Sagen Sie einmal, Oberkellner, ist der Kaviar auch ganz frisch?
Kellner: Na, schmecken Sie das denn nicht?
Gast: Nein!
Kellner: Na, dann kann's Ihnen ja auch ganz egal sein!

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Elephantenleder. — Das Gerben von Elephantenhäuten ist eine verhältnißmäßig neue Industrie. Das Verfahren nimmt ungefähr sechs Monate in Anspruch und die Sachen, welche aus Elephantenleder gemacht werden, stehen zur Zeit noch sehr hoch im Preise. So kostet ein kleines Notizbuch hieraus, ohne Silber- oder Goldverzierung, ungefähr 150 Mark, ein kleines Täschchen aus demselben Leder 1000 bis 10,000 Mark, Cigarrentaschen, Kartontaschen und ähnliche Sachen wird man schwerlich unter 100 Mark bekommen können. Auch Fußteppiche werden neuerdings daraus verfertigt. Es ist ein dauerhaftes Leder und kann jahrelang verwendet werden, ohne daß man eine Spur von Abnutzung bemerkt.

[H. Th.]

Lakonischer Bescheid. — Georg II., König von England und Kurfürst von Hannover († 1760), fragte einst den hannoverschen Gerichtspräsidenten v. Wrisberg an öffentlicher Tafel: „Wie kommt's, Herr Präsident, daß ich alle meine Prozesse bei dem Ober-Appellationsgericht verliere?“

Wrisberg antwortete lakonisch und unerschrocken: „Weil Eure Majestät allemal Unrecht haben!“

[—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 48.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 46:
Wer Recht will thun immer und mit Lust — Der hege wahre Lieb' in Sinn und Brust.

Zahlen-Räthsel.

5 2 1 6 und 4 erstrahlt in mancher Nacht
Am hohen Himmelsdom mit wunderbarer Pracht;
Doch hat sein reicher Glanz, der unser Staunen weckt,
In früh'ren Zeiten oft die Schauenden erschreckt.
Mit 6 5 6 und 3 wird ein Gefühl benannt,
Das bei gemeinem Thun die Edlen übermannt;
Stellt man die Zeichen um und schreibt 5 3 6 6,
So wird's im Feld gepflanzt als nützliches Gewächs.
Das leichte 2 6 3 hat Jedermann im Haus;
Schreibt man 3 6 und 2, so wird ein Papst daraus.
Was 1 bis 6 benennt, errathet ihr wohl leicht:
Es ist ein deutscher Mann, dem kaum ein Zweiter gleicht.

Auflösung folgt in Nr. 48. [C. Leo.]

Scherz-Räthsel.

Halb bin ich schwarz als wie die Nacht,
Stets ist die andre Hälfte heilig;
Nimm mit dem Ganzen Dich in Acht,
Mein Freund, ich bin für Dich nachtheilig.

Auflösung folgt in Nr. 48. [Chr. F.]

Auflösungen von Nr. 46: der Charade: Hausthür; des Logogrips: Prise — Brise.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung**,
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.